

MATTHES  
& SEITZ  
& BERLIN  
PAPER.  
BACK

Anne Weber

BESUCH BEI ZERBERUS

Matthes & Seitz Berlin

**E**s ist Tag. In den Fenstern hängen statt Moskitogittern klebrige Spinnweben. Es gibt eine Eiche, es gibt einen See, es gibt Zwiebdächer, die dem Haus wie graue Sahnehauben aufgedreht sind. In der hochsommerlichen Hitze backt der Backstein immerfort, schon bröckeln die Balkone. Von meinem hängt ein dünner, gerissener Strick. Vorstellen kann man sich vieles, die Selbstmörder werden aufgelesen in dem Rhythmus, in dem sie fallen. Aus dem Stein wachsen Blumen in die warme Luft, träge nicken sie mir zu und ermutigen mich, es ihnen nachzutun und auf dem unfruchtbaren Papierboden Fuß zu fassen, aber ich kann nicht: Wenn ich die Augen aufschlage, blendet mich das Leben. Halte ich sie geschlossen, platze ich aus allen Nähten, in meinem Kopf klappern Kiefer, hämmern Schreibmaschinen, krächzen Krähen.

Warum schiebt mir eigentlich niemand eine Botschaft unter der Tür durch, denke ich, und in demselben Augenblick sehe ich den weißen Zettel schräg aus dem Türschlitz zeigen. Ich falte ihn auf und lese:

Auf dieser Welt leben Nashörner und Flusskrebse mit durchsichtigem Panzer, es gibt Pfauen, die ihre Augen

auffächern zu einem bunt aufgerissenen Augenrund, kochende Berge, die Steine ausspucken wie Kirschkerne und aus denen sich glühend die Erde erbricht, Uniformen, in denen Menschen kniehochreißend durch Prachtavenuen marschieren, Giraffen, die, des irdischen Treibens überdrüssig, danach trachten, sich in höhere Sphären zu verziehen. Du aber sitzt und verwächst mit deinem Stuhl zu einem mythologischen Zwitterwesen.

Mit den Lidern klappe ich mir die Welt auf und nehme mir vieles vor, was nicht zu halten ist: lächelnden Auges in die Gegenwart zu blicken und über alle Fallgruben zu hüpfen, als seien es Pfützen; Mund, Nase und Ohren nicht weiter zuzustöpseln, sondern zu weiten für Eindrücke jeglicher Art, damit das Schauspiel nicht umsonst aufgeführt werde und das Bühnenbild die verdiente Beachtung erfahre. All die Tiere und Menschen fliegen und rennen einem ja nicht aus Jux ins Blickfeld, und auch die Wolken quellen nicht ohne Hintergedanken ins Bild.

Sei froh, dass sich so viele Fragen stellen, endet der Brief. Glaubst du vielleicht, dass du auch nur einen einzigen Tag leben könntest in einer fraglosen Welt?

Ich falte das Blatt zu einem Flieger zusammen und schicke es auf Reisen. Vielleicht kann es noch anderen Mutlosen den ersehnten Ruck geben. Die Luft trägt es weit.

Auf dem See fahren Schiffe, auf denen eine Flughafen-

stimme den Besuchern ihre Umgebung in Zahlen ummünzt: 120 Meter hoch ist der Fernmeldeturm, der Wannensee ist an dieser Stelle 25 Meter tief und das Schiff 77 Meter lang. So ordnet sich alles zu einem vertrauten Brettspiel oder zu einer mathematischen Formel ohne Unbekannte, und die Passagiere legen wohlbehalten in einer durch und durch vermessenen Umgebung wieder an.

Nachts blinzelt der Fernmeldeturm mir zu. Auf dem Balkon stehend, blinzele ich zurück. So vergehen die Nächte.

Unten am Wasser heben Scheinwerfer die zarten Wellenschläge in die Bäume. Derart aufs raschelnde Laub verlagert, zittert die Seeoberfläche doppelt; in dem Grau der Blätter plätschert still der Widerschein des Sees.

Kaum bin ich im Zimmer zurück, schaukelt der See mir hinterher. Wir setzen uns an den Schreibtisch und legen los. Zu einer Geschichte wird es wieder einmal nicht langen, das spüren wir schnell, obwohl es zweifellos sehr angenehm und bequem wäre, sich von einer Begebenheit zur anderen zu hangeln, die Marquise geht aus, die Marquise kehrt heim, und dazwischen steigt sie in Kutschen oder bricht sich ein Bein. Man weiß, wohin man will, oder, noch besser, man weiß es selber nicht und lässt sich von den Figuren, die man sich zwar die Mühe gemacht hat zu erfinden, die aber so freundlich sind, sich bereits im zweiten Kapitel zu verselbstständigen, zu einem für jedermann überraschenden

Ende geleiten. Stattdessen sitzen wir hier, der See und ich, und warten auf eine Flaschenpost mit den nötigen Anweisungen zum Schreiben eines dicken, den Schreibenden erlösenden, den Leser nicht mehr loslassenden Buches. Die Flaschenpost taucht tatsächlich bald auf, und zwar in Form einer Whiskey-Flasche, die unerklärlicherweise auf meinen Schreibtisch gespült worden sein muss. Zu dieser Whiskey-Flasche gehört eigentlich eine ganz andere, eine viel härtere Prosa als die meine, auch lässt man sich als Whiskey-Trinker nicht derart gehen und von der Sprache entführen, im Gegenteil, man hält ihr stand, man setzt sich durch, man lässt sich von ihr nicht an der Nase herumführen. Eine Whiskey-Flasche stellt man neben eine alte mechanische Schreibmaschine, eine Olympia vielleicht, man spannt einen Bogen Papier ein und hämmert darauf ein. Die Zigarette hat man im Mundwinkel klemmen, hin und wieder fällt einem ein Aschenstängel aufs weiße Hemd (man ist männlichen Geschlechts), aber man hat die Augen auf das von rechts nach links wandernde Papier gerichtet und bemerkt es nicht. Am besten ist man Amerikaner. Ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen, ruft man den Agenten an und sagt: Ich brauche dringend fünfhundert Dollar. Statt, wie ich, weich im Geben zu sein, ist man hart im Nehmen. Morgens wacht man mit einem Brummschädel auf, nachts verharrt man im Lichtkegel einer metallenen Schreibtischlampe und zerrt an dem roten Faden, der sich immer wieder

verheddern und verknoten will, die Erzählstränge werden sorgfältig und zielstrebig miteinander verflochten, und wenn der Morgen graut, ist das Ende offen. So soll es auch bleiben: weiterhin steigt der Wert des offenen Endes. Derweilen arbeite ich an einem Buch mit offenem Anfang, ein Genre, das an der Börse bislang noch nicht geführt wird.

Auf dem Flaschengrund wartet dann der blaue Himmel auf mich. An Schlaf ist nicht zu denken, besser gesagt, an Schlaf ist schon zu denken, es ist sogar an nichts anderes zu denken, so erschöpft ist man von dem krampfhaften Versuch, nicht nachzudenken, und vom vielen Trinken (man verträgt ja nichts), aber der Schlaf stellt sich nicht ein, statt dessen stellen sich Worte ein, unzählige wäre übertrieben, aber immerhin, ein paar Bataillone sind es schon, und so gibt ein Satz den anderen, die Buchstaben nehmen sich an der Hand und bilden innerhalb kürzester Zeit eine Wortkette, die ich um den erstbesten Hals schlinge und zuziehe zu einem mitleidlosen Exekutions-Kalligramm.

Was mir eigentlich vorschwebt, ist allerdings nicht etwa ein Buch in Galgenform, sondern eines, in dem die Sprache umgestülpt wäre wie ein Strumpf. Die Welt nach links zu drehen, das wäre eine Beschäftigung, an der ich dauerhaft Freude haben könnte. Nun finge es natürlich schon damit an, dass die deutsche Sprache, wenn sie nach links drehen sagt, in Wahrheit das Innere nach außen kehren meint. So geht es dann immer wei-

ter, ein Missverständnis gibt das andere, und wenn man der Sache nicht auf den Grund geht, gibt es bald keine Sache mehr, sondern nur noch Worte, die sich ihre eigene, autonome Welt zusammenspinnen, in der es sich natürlich auch leben lässt, wo aber jeder Schritt bereits vorgestanz ist. Da kann man auch gleich aufs Sofa sinken und sich mit Hilfe der Fernbedienung festzurren, da gibt es keine Überraschung mehr, der Hahn hockt im Korb, der Apfel fällt keine zehn Zentimeter vom Stamm, und um sich dann noch zu rühren und freizuschaukeln, braucht es Kräfte, über die man nicht verfügt.

Draußen bringt der Wind Bewegung in die Welt, die alten Bäume halten mit letzter Kraft ihre Blätter fest, deren Rauschen drohend anschwillt und dann wieder zu leisem Säuseln zusammenfällt. Ich sitze vor einer von erschlagenen Insekten gesprenkelten Wand und spüre an der Wange die Luft, die sich an mir vorbei auf ein unbekanntes Ziel hin bewegt. Dieser ganze bis in eine unsichtbare Ferne reichende Raum, der uns umgibt, hält niemals still, immer peitscht er unwillig vorantrottende Wolken durch die Luft. Ich bin zu schwer, um mich treiben zu lassen, wohin der Wind mich gerade schiebt. Sich einem Element überlassen zu können oder dagegen ankämpfen zu müssen schenkt den Vögeln in der Luft und den Fischen im Wasser eine Geborgenheit, um die ich sie beneide. Wir hingegen müssen uns, ohne jegliche Hilfe oder richtungweisen-

de Stütze, einen begehbaren Weg suchen, unsere schweren Glieder auf einen Berg hieven, zum Beispiel, oder auf einen Baum, um einen Happen Landschaft zu sehen und den Tag nicht zu vertun.

Alles hat zwei Seiten, unterbricht mich der Volksmund oder wer auch immer. Bei näherer Überlegung ergibt sich dann, dass die allerwenigsten Dinge zwei Seiten haben: ein Blatt Papier, eine Tür, ein Vorhang vielleicht gerade noch, aber schon ein so schlichter Gegenstand wie ein Würfel hat immerhin mindestens sechs Seiten, und bei einem so kantenlosen Geschöpf wie dem Menschen gehen die Seiten derart fließend ineinander über, dass sie gar nicht mehr zu unterscheiden sind.

Der See tarnt sich heute als Mittelmeer, da fällt es schwer, unbeirrt die Fernsehröhre zu fixieren. Über dem See geht das Blau immer weiter, auch mich hat es bald erfasst; nur der Backstein, von der Sonne zur Feuerwand entfacht, hält noch dagegen. Ich warte, bis die Erste ausgefranzte Wolke vorübergehetzt ist, und gehe endlich ernsthaft an die Arbeit. Gleich zu Anfang verliere ich viel Zeit damit, mir ein passendes Genre auszusuchen: für den Roman bin ich zu kurzatmig, für die Novelle zu einfalllos, für den Aphorismus zu weit von jeder Wahrheit entfernt. Das Theater wird einem von jedem x-beliebigen aus der Hand genommen und nach zeitgemäßer Verdauung wieder vor die Füße gespuckt. Das Gedicht klumpt sich innere Landschaften zu Bron-

zereliefs zusammen. Ehrfürchtig betrachte ich sie, die kunstvollen Gebilde: haftet mir auch etwas von diesem Hochmut an?

Der Himmel wird grau und schluckt die Spinnweben, aber nicht ihre Bewohnerin, die jetzt am Himmel klebt als unbewegliche Vogel-Spinne. Eine Schwalbe streift sie mit ihrem elegant nach hinten gebogenen Flügel. Hinter Spinne und Vogel durchquert ein Flugzeug das Bild. In seinem Inneren sitzen Mensch an Mensch, Arm an Arm, Knie an Knie. Mit angewinkelten Beinen holpern sie durch die Luft, und in den Kurven halten sie der Erde bald die rechte, bald die linke Wange hin. Bei plötzlichem Unterdruck fallen ihnen Sauerstoffmasken auf den Kopf, die binden sie sich auf die Nase, und dann ist erst einmal Ruhe, und keiner verlangt mehr ein Gläschen Sekt. Im Falle einer Wasserlandung legen sich ihnen die Schwimmwesten automatisch um den Leib und pusten sich auf; Rutschen fahren zu beiden Seiten ins Wasser, wie man sie sich in den abenteuerlichsten *Erlebnisbädern* nicht zu erträumen wagt. Bis es soweit ist, klammert sich jeder an seiner Zeitung fest. Draußen wölbt sich die Erde noch lange nicht, dazu ist sie viel zu nah. Im Cockpit sitzen Männer, die fliegen können. Sie sind ein Muster an Ausgeglichenheit und haben eine Sonnenbrille auf.

Von diesen fliegenden Menschentrauben hängen wohl täglich fünf- bis zehntausend gleichzeitig in der Luft. Dicht aneinandergedrückt surrt man durch eine

Atmosphäre, in der ewiges Schönwetter herrscht. Die Stewardess bringt jedem Passagier einen Schnuller und ein Bilderbuch; so läuft man durch die wolkenlose Leere der Zeit hinterher oder davon.

Nur die Tiere lassen sich von den vorbeirasenden Sekunden und Minuten und Stunden nicht beirren; ruhig grasen sie an sanften Hängen oder krabbeln über moosige Waldböden. Ihnen kann die Zeit nicht viel anhaben; sie sind mit ihr vertraut und lassen sich von ihr wie von einem hilfsbereiten Weggefährten durchs Leben schleppen. Am Ende verziehen sie sich in die Büsche und sterben, während unsereins in Reanimationskliniken auf eine Auferstehung wartet. Vom Tod wissen sie zweifellos mehr als wir, dabei flößt er ihnen weniger Angst ein: erst wenn er naht, verschwenden sie den ersten Gedanken an ihn. Im Himmel sind sie dann ganz allein; kein Mensch wurde je fern von der Erde und außerhalb eines Raumschiffs gesehen. Vielleicht holen die Ängste im Himmel die Tiere ein.

Dann ist es Mitternacht. Ich schreibe alles auf, woran ich mich erinnere, mein ganzes früheres Leben. Auf dem weißen Papier heben sich dick die Jahreszahlen ab; einsilbig verweisen sie auf Augenblicke, die zusammengekommen keine Zeitspanne ergeben.

Wozu sitze ich nun hier? Weiß ich nicht schon lange: hinter Buchstaben konnte sich noch keiner verbergen. Behutsam strecke ich die Hand aus bis zum nächsten Menschen oder Planeten. Alle Stricke längst gerissen,

denke ich, doch im gleichen Moment berührt mein Daumen etwas, was sich anfühlt wie eine getreue Nachbildung der Ewigkeit.

Ich weiß nicht, was Du denkst, ich weiß nicht, wer Du bist. An allen Poren meiner Haut findest Du Gefallen, auch an dem Weiß in meinen Augen, solange der Abend es zum Leuchten bringt mit seinem Dämmerlicht. Was Du bedeutest, weiß ich nicht. Über mir hängst Du in unsicherer Pose, streckst Deine langen Durstfinger nach mir aus, aber bis Du nach mir gefasst hast, bin ich Dir schon lange entwichen ins andere Land. Hier flattern keine Fahnen im Wind; wenn ich durch die Wiesen gehe, stieben keine Heuschrecken auseinander bei jedem Schritt. Hier bin ich Zwergin unter Zwergen, alle Zwischenräume sind mir eine Herberge, alle Rinnsale ein mächtiger Fluss. Hier kenne ich mich aus, hier will ich bleiben. Hier schütteln sich die Bäume nicht vor Lachen, wenn sie mich erblicken. Am Ende weist man mir auch hier einen langen Gang, und die Freiheit, von der man so gerne spricht, ist eingeklemmt zwischen diesen beiden furchterregenden Mauern. Ich renne los: da bricht das Eis unter mir ein, und ich stürze in kaleidoskopische Zonen. Später liest Du mich auf. In jeder Hand einen Splitter Ich, sammelst Du die geborstenen Jahrhunderte in eine flache Schale.

Unter den Tränen weicht mein Gesicht auf wie ungebäckener, feuchter Teig. Ich ziehe die Hand zurück, schlage mein Adressbuch auf und suche nach irgend-

einem Menschen, dessen Telefonnummer ich wohl wählen könnte in meiner Not (détresse-Buch?). Ich finde keinen. Wohl sind da allerhand Menschen verzeichnet, doch hauptsächlich solche, die man nicht behelligen kann mit wässriger Stimme, schon gar nicht mitten in der Nacht, und die man unter Umständen behelligen könnte, will man nicht behelligen. An verständnisvollen Ohren mangelt es allerdings rein rechnerisch nicht.

So schlage ich mir des Nachts verständnisvolle Ohren um die Ohren und frage mich: Wozu dienen eigentlich Namensverzeichnisse? Alles, was existiert, hat einen Sinn, heißt es doch manchmal noch, oder hieß es wenigstens, in früheren, zuversichtlicheren Zeiten. Also auch das Adressbuch. Aber welchen?

Draußen heult eine Sirene; drinnen heule ich. Vergeblich suche ich die Leidensgefährtin in meinem Adressbuch und im Branchenverzeichnis (unter Heulsusen). Wie ein langgezogener Triumphschrei fährt das Sirenengeheul noch einmal über den See, bevor es unmittelbar unter meinem Fenster er stirbt.

Über mir singt der Himmel sein stilles Nachtlied. Ich gehe zu Bett mit den matt glänzenden Sternen und den im Seegrün heimischen Fischen. Auf dem Kopfkissen neben meinem funkeln brüderlich Sternschnuppen und Fischschuppen. Wenn ich im Morgengrauen die Augen aufschlage, ist der Zauber schon ein gestriger (Umschreibung des Lebens). Metaphorische Kurzfas-

sung meines *eigenen* Lebens: Jemand sagt etwas. Ich lausche aufmerksam und gebe vor, verstanden zu haben, worum es geht.

Am Vormittag quellen überall dichte Rauchwolken aus der Erde und hüllen mich ein. Blind taste ich mich durch Städte und Wälder, getrieben von dem schwarzen, beißenden Gewölk, das mich zugleich ersticken macht und aufrecht hält. Manchmal reißt es kurz auf, dann sehe ich die Lebenden neben mir Rad schlagen und tänzelnd ihre Einkaufswagen spazierenführen. Hinter der Dunstglocke läutet mit elektronischer Eindringlichkeit und dabei unerreichbar fern ein Telefon. Jemand versucht, mich zu erreichen; oder ist mit diesem Läuten eine andere gemeint? Gibt es mich denn noch? Das Telefon läutet unbeirrbar weiter, in mir drinnen, in mir draußen, an einem anderen Ort.

Manchmal, nach langem Alleinsein, platzt das Glück ins Dasein hinein: hinten, auf erhöhtem Platz über der Straße schwebend, in einem halbleeren Bus sitzen und durch einen dunklen, von Sonnenstrahlen durchzogenen Wald fahren. Es ist nicht zu heiß und nicht zu kalt; eine Frauenstimme auf Band sagt die nächste Haltestelle an, die gleichzeitig in Leuchtschrift über dem Gang erscheint: Rübzahlweg. Ich bin schon oft mit diesem Bus gefahren. Einmal habe ich Rübzahl hier einsteigen sehen.

Die Fahrt durch den Wald dauert nicht lange, bald werden wir auf die Hauptstraße stoßen. Ich schaue in

alle Richtungen gleichzeitig, damit sich mir alles so einprägt, wie es jetzt gerade ist: das Licht, wie es durch die Baumwipfel bricht, die gelbe Leuchtschrift, deren Spiegelbild ich im Fenster durch den Wald huschen sehe, meine Haut, die noch nach dem algengrünen Seewasser riecht, das Kind, das ganz alleine mit seinem Kinderrad auf einem Feldweg fährt. All das dauert nur wenige Minuten. Der Sommer wird bald vorbei sein, der »Luftgrund«, wie es im Französischen heißt, ist frisch. Später dann, nach Sonnenuntergang, wieder der See. Unter dem dunklen Himmel leuchtet noch lange das Wasser. Ich stehe auf der Brüstung und bemühe mich, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Tief unter mir spiegelt ein bewegter Schimmer zu mir hoch. Von den vorbeifahrenden Schiffen sind nur noch die Lichter zu sehen.

Zurück in meinem Zimmer, versuche ich, an Neuseeland zu denken. Auch da gibt es Leben, die gerade – unter anderem – von Menschen gelebt werden. Sooft ich mich auch schon darum bemüht habe, es gelingt mir nie, mir diese Gleichzeitigkeit richtig zu vergegenwärtigen: Zwar steigen bei dem Namen Neuseeland, wie bei vielen anderen Ortsnamen, Bilder aus dem Hirndunkel auf, schneeige Berggipfel, lange, felsige Küstenstreifen vielleicht, aber vergeblich strenge ich mich an, mich um die Erde herum und in diese Landschaften hineinzudenken, damit sie nicht nur zeitlos existieren, sondern gleichzeitig mit dem See, der hier vor mir liegt

und vom Regen anschwillt, gleichzeitig mit den Mexikanern und den Chinesen, mit den Ameisenbären und den Tulpengläsern.

Wahrscheinlich werde ich nie einen Fuß auf Neuseeland setzen. (Werde ich überhaupt je einen Fuß auf Neuland setzen?) Ob ich hier aus dem Fenster springe oder am Schreibtisch sitzen bleibe, ist den Neuseeländern gleichgültig. Wenn aber alle Europäer heute aus dem Fenster sprängen, wäre das unter Umständen für Neuseeland schon von Bedeutung. Folglich hat, wenn auch in minimalem Ausmaß und wahrscheinlich nur rein theoretisch, meine Existenz ihre Wichtigkeit für andere Erdbewohner. Ob das schon ein ausreichender Grund ist, um nicht aus dem Fenster zu springen?

Manchmal möchte ich den Neuseeländern ein Zeichen geben, ihnen zuwinken über Meere und Städte und Landschaften hinweg. Es ist mir in solchen Momenten, als hätte ich den Neuseeländern etwas Wichtiges mitzuteilen.

Als junges Mädchen erlebte ich mehrfach das unvermittelte Abhandenkommen der Welt. Seitdem habe ich immer wieder versucht, dieses Erlebnis zu beschreiben. Seit ich versuche, es zu beschreiben, habe ich dieses Erlebnis nicht mehr gehabt. Seit ich es nicht mehr habe, ist mir das Erlebnis immer wichtiger geworden. Aus dieser Satzfolge hüte ich mich – man hüte sich! –, auf allgemeine Wahrheiten zu schließen. Man hüte sich,

aus irgendetwas anderem auf allgemeine Wahrheiten zu schließen. Wenn man aus einem Satz auf eine allgemeine Wahrheit schließen kann, ist an dem Satz etwas faul. An allgemeinen Wahrheiten ist immer etwas faul. Also ist auch an den letzten beiden Sätzen etwas faul.

Das Erlebnis verlief so: Ich saß am Frühstückstisch oder ging durch den Flur oder saß an meinen Hausaufgaben, und plötzlich war die Welt weg. Alles bisher Gesehene und Gewusste geriet ins Schwanken – nein, nichts geriet ins Schwanken, dazu war keine Zeit: Von einer Sekunde zur nächsten war nicht nur meine gewohnte Umgebung, sondern das ganze Weltall verschwunden. Während ich mich noch abmühe mit der Beschreibung des Erlebten, merke ich schon: Es lässt sich auch diesmal nicht wiedergeben. Vielleicht kann ich es deshalb nicht lassen, weil es unmöglich ist. Aus dem großen Staunen darüber, dass es all dies tatsächlich geben soll, diese Schornsteine, diesen Junikäfer, diesen Hubschrauberlandeplatz, diese Grashalme, dass die Welt tatsächlich so, wie ich sie sehe und nicht sehe, existiert, aus diesem Staunen war plötzlich etwas anderes geworden: das Nichts.

Mich schwindelte, und ich schloss unwillkürlich die Augen, aber bis ich sie geschlossen hatte, war die Welt schon wieder da. Bis zum nächsten Mal. Für Sekundenbruchteile schwebte ich im luftleeren Raum; nicht nur der Boden unter den Füßen war mir weggezogen, son-

dern die ganze Erdkugel, und über dem Kopf der Himmel und unter den Fingern das Treppengeländer.

Jahrzehnte später kreise ich noch immer um dieses blitzlichtkurze Nichts und frage mich, warum mir dieses Schwindelgefühl gleichzeitig mit der Kindheit abhanden gekommen ist. Staune ich denn nicht mehr so oft wie früher? Doch – aber offensichtlich überwältigt mich dieses Staunen nicht mehr. Erwachsenwerden bezeichnet vielleicht den Moment, wo das Staunen in ein bloßes Sich-Wundern übergeht. Staunen bedeutet: es (es?) nicht glauben können. Wer sich wundert, sagt dagegen nicht viel mehr als: Na so was – ist das nicht eigentümlich? Den Sich-Wundernden kann nichts passieren: Sie stehen in einiger Entfernung des Geschehens und heben amüsiert die Augenbrauen. Der Staunende jedoch ist stets in Gefahr. Wenn er stark genug an etwas nicht glaubt, kippt es ihm weg.

Falls dieser Zustand angedauert hätte, wäre ich durch mich hindurch und dann immer weiter gefallen, von nirgendwo weg und nirgendwo hin. Meines immergleichen Wesens überdrüssig, hätten mich die Ärzte bald in eine Zwangsjacke gesteckt, in der ich weiter gefallen wäre bis ans Ende der Zeit und darüber hinaus, denn für mich hätte es weder Zeit noch Ende mehr gegeben, als einsame Mumie hätte ich im Vakuum geschwebt und mich von meinen Gedanken ernährt. Denn auch damals, in jenen weit zurückliegenden Abstürzen, bin ich mir selbst stets erhalten geblieben. Zu-

rückblickend bedauere ich das manchmal: Wäre es nicht ungeheuer erholsam, von Zeit zu Zeit von der Kapsel seiner selbst befreit und ganz und gar schwerelos zu sein? Statt auf dem betonierten »Boden« der Tatsachen zu stehen und sich selbst und allem, was die Welt einem an Eindrücken und Empfindungen und gestellten Beinen und gedanklichen Herausforderungen zumutet, ohne die geringste Unterbrechung ausgeliefert zu sein, sich ausschalten zu können wie eine flackernde Lampe?

Träume haben keinen Boden und keine Kontur. Wie halbdurchsichtige, weißliche Quallen schwimmen sie durch die Nacht, sich öffnend und schließend im Rhythmus der einander abwechselnden Phantomgebilde. Mit diesen Lungenflügeln atmet der Träumende.

In der Nacht begegnet mir dann eine Spinne. Mit ihren langen, staksigen Beinen läuft sie mir über den Leib; davon wache ich auf. Das Zimmer ist mit einer dichten Dunkelheit erfüllt, in der die Spinne sich aufbläht und die Größe eines Elefanten annimmt, eines Elefanten mit fadengleichen, wie mit hauchdünnen Trommelstäben auf der gespannten Haut meines Bauches herumwirbelnden Beinchen. Ich erschauere und wische mir unwillkürlich mit der Hand über den Leib, dann schalte ich das Licht an. Augenblicklich ist das Zimmer wieder ein hohler Raum. Die Spinne liegt auf dem Bettlaken und hat alle Beine um sich geschlungen; ein winziges, undurchdringliches, nach allen Seiten hin

abgeschottetes Knäuel, das ich mit Daumen und Mittelfinger vom Bett und auf den dunklen Teppichboden schnippe, wo es sogleich verschluckt und jeder weiteren Verfolgung entzogen wird.

Sobald das Licht wieder ausgeschaltet ist, prasseln kleine Spinnenknäuel wie Hagelkörner auf mich herab und decken mich mit einem schwarzen Mantel zu, unter dem ich mich nicht zu regen wage. Der Lichtschalter ist nicht mehr erreichbar, ich liege unter den glänzenden Perlen der Spinnenleiber und versuche krampfhaft, eine Rettung zu ersinnen. Während ich mir den Kopf zermartere, fällt mir der kleine Junge ein, der am Nachmittag in der S-Bahn hinter mir saß und den ganzen Fahrtweg damit verbrachte, einen Witz zu erfinden.

Hör mal, Mama, sagte er. Ich habe mir gerade einen Witz ausgedacht: Guten Tag, Herr Bäcker. Haben Sie frische Wecken? – Nein, aber ich habe frische Schnecken.

Und *das* soll witzig sein? fragte die Mutter des Jungen mit müdem Lächeln.

Daraufhin erfand das Kind einen neuen Witz und noch einen und noch einen, aber immer ertönte, sobald er fertig war, die Stimme der Mutter: Das ist doch nicht lustig.

Schließlich rief der Junge, den Tränen nahe: Aber irgendetwas muss doch lustig sein!

Plötzlich bin ich mir sicher, dass ich mich nur aus

Matthes & Seitz Berlin · Paperback · 076

Erste Auflage dieser Ausgabe 2025

Copyright © 2025

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Erstausgabe: 2013 S. Fischer Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung  
des Werkes für Text und Data Mining

im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Palingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4527-4

www.matthes-seitz-berlin.de